

# Unterhaltungs-Beilage

des  
„Berliner Lokal-Anzeiger.“

Nummer 101.

Sonntag, 1. Mai 1910.

28. Jahrgang.

## Gräfin Lassbergs Entlein.

Roman von Fr. Lehne.

(A. Fortsetzung)

(Abdruck verboten)

Konstanze fand so vielerlei an, hatte aber zu nichts Ausdauer. Sie trieb ein wenig Kunstschauspiel und Literatur, dann wieder Musik, sprach zwischendurch Französisch und Englisch, und hauptsächlich für Italienshübsche sie Yvonne Unterricht.

Es sollte alles wie fröhlich sein; erstaunlichstes Verben strengte sie an, auch die Lust fehlte dazu. Sie meinte, die Unterhaltung müsse alles bringen; Grammatik und Uebungsblätter seien langweilig. So hatte es Yvonne bei jölder Unbedarftheit sehr schwer; aber sie gab sich redlich Mühe mit ihrer lärmenden Schülerin, die sie doch öfters mit ihrer Saathit und Energie zwang.

„Sie sind ein Tyrann, Mademoiselle; aber es ist recht, dass Sie nicht nachgeben!“ erkannte Konstanze manchmal ihre Bemühungen an.

Es war hier doch manches anders wie auf Burgan, an das sich Yvonne erst gewöhnen musste.

Die beiden Damen waren wirklich so, wie man sie ihr geschildert hatte, lärmhaft, verlobt, unzufrieden. Man wußte nie, woran man mit ihnen war. Was sie jetzt lobten und wollten, verwarfen sie in der nächsten Stunde wieder. Yvonne mästigte stets — sozusagen — auf dem Sprunge, um die Wünsche der Damen zu erfüllen, ihnen zuvorzugzommen.

Fräulein Herzog hatte sie genau vorbereitet, wie es war. Wie oft erinnerte sie sich der Worte ihrer Lehrerin:

„Sie haben sich vollständig den Damen zu fügen, Yvonne. Eine eigene Meinung diesen Sie nicht äußern. Müde oder unglücklich dürfen Sie auch nicht sein. Jedes haben Sie im Auge zu behalten, dass Sie bezahlt werden, und doch will man haben, dass Sie sich zur Familie rechnen.“

Die kleinen Talente der Tochter haben Sie hervorzuheben und direkt zu unterstützen. Vor allem ja nicht mehr wissen wollen vor anderen oder sie übertrumpfen.

Es ist schwer, in dem Hause zu sein, trotzdem nicht viel zu tun ist. Ich persönlich unterrichte lieber eine Klasse der unbedingtesten Kinder als das Wohlleben dort zu genießen; durch meine Schwestern, die zwei Jahre bei der Frau von Steinhagen gewesen sind, kann ich die Verhältnisse genau.

Takt, viel Takt und Klugheit gehört dazu. Das einzige Gute ist, dass Frau von Steinhagen sehr gut zahlt.

Ich weiß nicht, ob Ihre Nerven und Ihr Temperament die tausend kleinen Nadelstreiche und Mühschaftlichkeiten werden ertragen können. Ich warne Sie!“

Yvonne hatte ein wenig schmerzlich und ein wenig überlegen gelächelt.

„Ich habe keine Nerven, liebes Fräulein Herzog, glücklicherweise. Sie sind in mancher schweren Stunde erprobt, und mein Temperament versteht mich zu zügeln. Wir alle sind ja mehr oder weniger abhängig. Ist es durchaus nicht zu ertragen, kann ich immer gehen, wie es mir passt. Sie wissen ja, dass ich vorläufig vor allem viel Geld verdienen will. Ich werde mein möglichstes tun, mich anzupassen.“

Die meiste Zeit verwandten die Damen auf die Pflege ihres Körpers und der Toiletten, wozu sie ganze Stunden brauchten.

Frau von Steinhagen war eine sehr gut erhaltene Wienerin. Man kannte sie manchmal für die ältere und schönere Schwester ihrer Tochter halten, die für ihre einundzwanzig Jahre fast zu hüppig war. Das ließ Konstanze bedeutend älter erscheinen, und das große Phlegma ihres Wesens trug auch dazu bei.

Man war beinahe geneigt, zu glauben, dass sie ein wenig beschränkt war; doch war dies nicht der Fall. Sie war nur sehr begreiflich. Conchi aber verstand sie sich gut aus ihren Worten und kannte sehr ausfallend und beschämt sein.

Franz Anna sagte, dass Frau von Steinhagen früher eine kleine Schauspielerin gewesen sei, die der alternde Mittergutsbesitzer von Steinhagen ihrer Schönheit wegen geheiratet habe.

Yvonne sah auch manches, was sich nach ihren Begriffen und ihrer Erziehung riet mit dem Wort „vornehm“ deckte.

Die Damen zählten ein offenes Haus; sie waren vielfach Gäste bei sich, und bei den Besuchten tonte auch Konstanze auf, und Mutter sowohl wie Tochter kannten sehr lebhafte und liebenswürdige Seite.

In den vier Wochen ihrer Anwesenheit hatte Yvonne Lothar von Steinhagen, den Besitzer des Gutes und Stiefsohn von Frau Agathe, noch nicht kennen gelernt.

Er war jetzt vollaus beschäftigt. Trotzdem Steinhagen in der Nähe der Stadt lag, hatte er sich noch nicht die Zeit genommen, im Städtkarne zu vorzusprechen.

Wohentlich kannte zweimal Voten, die Eier, Butter, Fleisch, frisches Obst, Gemüse usw. brachten.

Es machte Yvonne noch um Kleinigkeiten nach dem Gut telefonieren, und da war es geschehen, dass sie einige Male ganz kurz vom Herrn abgesetzt wurde. Man solle ihn mit solchen Sachen verhören, er könne die Leute jetzt nicht von der Arbeit wegziehen. Wenn die gnädige Frau Appetit auf Pfirsiche habe, dann möge sie sich die Früchte kaufen oder selbst holen. Schluss! Und Frau von Steinhagen war dann sehr schlechter Laune.

„Es geht Ihnen zu gut“, dachte Yvonne manchmal lachend.

Frau von Steinhagen war mit ihrer Tochter zu einer Abendgesellschaft gefahren. Yvonne atmete auf. Jetzt hatte sie einige Stunden für sich.

Amar an Beschäftigung fehlte es nicht. Da gab es Spulen auszubessern, seidene Strümpfe zu stopfen. Frau Agathe sorgte schon für Arbeit, und doch tat es Yvonne gern, wenn sie damit allein sein konnte.

Sie saß in dem elegant eingerichteten Wohnzimmer. Der Arbeitsstuhl stand neben ihr, und sie sah Konstanzes Strümpfe nach. Es gab an allen etwas zu tun; es war eine mühselige Arbeit, diese feinen Strümpfe auszubessern, und darin war Konstanze sehr peinlich. Ihr entging nicht die kleinste schadhafe Stelle, die übersehen worden war.

Frau Yvonne, eine Gräfin Lassberg, war es doch ein eigenes, ein wenig peinliches Gefühl, für andere Leute Strümpfe auszubessern. Bei dieser mechanischen Arbeit, beim gleichmäßigen Durchziehen der Fäden konnten die Gedanken so gut abschwappen,

Was wohl Vnu trief?

Es war merkwürdig, wie wenig sie noch an ihn dachte, sich um ihn gräunte. Es lag alles so weit hinter ihr — wie ein Traum.

In heißen Tränen hatte sie ihre junge Liebe zu Grabe getragen; ihr Stolz kam ihr zu Hilfe, und die große, schmerzhafte Enttäuschung, die ihr sein unmännliches Verhalten und Nachgeben gegen die Großmutter bereitet, hatte sie felsam ernsthafter gemacht.

Sie hatte zu Luh wie zu einem Gott emporgesehen, an ihn hatte sie sich geklammert als ihren Retter aus drückenden Verhältnissen, und er hatte nicht so viel Mut gehabt wie sie, das schwache Mädchen.

Und diese Erkenntnis seines hastlosen Wesens hatte ihr Vertrauen erschüttert, ihrer schwärzenden Liebe den Todestod gegeben. Wo sie nicht mehr vertraute, konnte sie auch nicht mehr lieben.

Da trat Milli, das zierliche Stubenmädchen, ein, ein Tellerchen mit zwei schönen, großen Birnen und Pfirsichen in der Hand tragend.

„Hier, Mademoiselle,“ sagte sie, „bringe ich Ihnen etwas Obst; es ist vorhin so viel aus Steinbogen gekommen.“

„Danke, Milli; es ist sehr freundlich, daß Sie an mich denken.“

„Oh, ich hab' Mademoiselle sehr gern, weil Mademoiselle immer so freundlich ist. Und nun hab' ich eine Bitte: Würde Mademoiselle wohl ein wenig Klavier spielen und ein Lied singen? Ich mache Ihnen das Obst zurecht.“

Gern erfüllte Yvonne diesen Wunsch, der ihren Neugierungen entgegenkam. Sie ging in den Salon nebenan, in dem sich der Flügel befand, stellte die Tür offen und suchte in den Noten. Sie spielte und sang und war ganz bei der Sache.

Sie überhörte, daß nebenan eine Tür geöffnet wurde, achtete auch nicht auf das Flüstern im Wohnzimmer und sang das Lied weiter, das sie so sehr liebte:

*Jai vu passer l'heure d'löe  
Dans le ciel tout du matin —  
Ble allait, à l'ore d'löe  
Vers le pays où l'appelle  
Le soleil et le jasmin.*

Als sie geendet, ließ sie die Hände von den Tasten gleiten und wiederholte mehr sprechend als singend mit wehmütiger und sehnüchrigem Stimme die letzten Verszeilen:

*Et j'aurais voulu comme elle  
Suivre le même chemin!*

Unwillkürlich seufzte sie tief auf und neigte singend den Kopf.

Da war ihr, als ob sich noch jemand im Zimmer befände. Sie hatte Milli doch gar nicht eintreten hören. Schnell wandte sie sich um und öffnete schon den Mund zu einer Bemerkung, sprang aber erschrocken auf, als sie an der Tür die Umrisse einer männlichen Gestalt bemerkte.

Der große Raum war ja nur schwach durch die eine elektrische Flamme am Klavier erhellt. Sie drehte die Deckenbeleuchtung an und erblickte einen großen, breitschultrigen, blondhäutigen Herrn.

„Och!“ sagte sie bestürzt und legte die Hand aufs Herz.

Er trat auf sie zu und lächelte gutmütig.

„Geb' ich Sie erschreckt durch mein spätes Einbinden? Doch ich habe ein wenig Recht darauf, auch hier zu sein, denn ich bin Voithar Steinbogen, und Sie sind wahrscheinlich die neue Hausgenossin meiner Schwester.“

„Ja, Herr von Steinbogen, ich bin Yvonne Legéne. Die Damen werden sehr bedauern; sie sind einer Einladung gefolgt.“

„Ich weiß bereits. Die Dame, die da draßen saß, sagte es mir.“

Yvones Gesichtchen war von einer Note der Verlegenheit überzogen. Was mochte er von ihr denken, in welcher Weise sie sich die Zeit der Abwesenheit ihrer Brüderin vertreibt?

Sie trat an den Flügel und klappte den Deckel zu.

„Schade, daß Sie aushören wollen. Ich habe ja wenig Zeit und Gelegenheit, gute Musik zu hören, bin selbst auch nicht auskömmig.“

„Das war doch keine gute Musik!“

„Für mich ja. Von schwerer. Nochischer Musik habe ich nichts, da ich ja wenig davon verstehe. Aber eine weiche, süße

Fräuleinstimme, die ein kleines, zu Herzen gehendes Lied singt, ist mir ein hoher Genuss. Und ich bitte Sie herzlich, singen Sie mir noch ein Lied, ein ganz einfaches, ohne viel Schnörkel und Beziehungen, und wenn es nur ist „Kommt ein Vogel geslogen!“

Unwillkürlich machte sie in sein Lachen mit einstimmen, aber noch immer zögerte sie.

„Oder können Sie keine deutschen Volkslieder singen?“

„O doch, Herr von Steinbogen. So will ich es denn versuchen!“

Eine längere Zitterrei setzte sie sich vor das Instrument. „Was möchten Sie nun hören?“

„Das ist mir gleich, wie ich Ihnen schon sagte, irgendein Volkslied.“

Yvonne kann einen Augenblick; dann begann sie mit ihrer lieblichen Stimme: „Es zogen drei Freunde wohl über den Rhein!“

Als sie geendet, schwieg er, sagte kein Wort. Sie stand auf und schloß das Instrument.

Durch den leisen Ton des zufappenden Deckels schreckte er auf. Es war, als habe er die soeben gehörtischen Töne noch in sich verbergen lassen wollen.

„Merkwürdig, merkwürdig!“, sagte er nur.

Bewundert sah sie ihn an.

„Sie sind doch Französin, Ausländerin, Fräulein Legéne?“

„Meine Eltern waren Franzosen; ich bin aber in Italien, in Florenz geboren“, erwiderte sie mit niedergeschlagenen Augen. Es widerstreite ihr, ihm die Unwahrheit, zum Teil wenigstens, sagen zu müssen.

„Und doch können Sie ein deutsches Volkslied mit so edler deutschem Gewicht vortragen?“

„Aber, Herr von Steinbogen, die Kunst ist doch international! Für Sie gibt es keine Landesgrenzen.“

Er beachtete ihren Einwurf nicht.

„Ich möchte fast glauben, daß ein gut Teil deutschen Blutes in Ihnen steckt.“

Das erschreckt blieb sie zu ihm erpor. Sollte er etwas ahnen? Hatte man etwas erfahren? Hastig wischte sie deshalb ein:

„Von meinem dreizehnten Jahre an bin ich in Deutschland und fühle mich auch wohl hier.“

„Und doch:

*J'aurais voulu comme elle  
Suivre le même chemin.* —

Darin lag so viel Sehnsucht, Heimweh! Und forschend blickte er in ihre sanften, voll aufgeschlagenen Augen. Um ihren Mund zuckte es schmerzlich.

„Ich darf keine Heimat haben, weil ich keine Heimat habe, kein Heim, nur eben immer das, worin ich gerade bin.“

Es klang ihm so herzerwärmend traurig, wie sie das sagte, daß er davon ergriffen wurde.

„Armes Kind“, kam es leise von seinen Lippen.

In diesem Augenblick meldete Milli, daß serviert sei, die Türe des Speisesimmers öffnet.

„Ah, dank! Al gut! Ich habe mir nämlich einen kleinen Jambus zurechtmachen lassen, Mademoiselle. Vielleicht sehe ich Sie nachher noch einmal.“ Er verneigte sich und ging.

Beim Vorüberhuschen flüsterte Milli Yvonne zu:

„Na, die Gnädige wird froh sein, daß der Herr sie nicht angestossen hat. Für gewöhnlich gibt's jedesmal Krach, wenn er sich mal blicken läßt.“

„Oh, nicht doch, Milli!“ wahrte Yvonne. Sie wollte ja etwas nicht hören; auf Dienstbotengesellschaft ließ sie sich nicht ein.

Gedankenwoll begab sie sich zurück ins Wohnzimmer, als das Obj., das Milli ihr geschickt, und nahm dann ihre Arbeit wieder zur Hand. Das also war der Herr! Sie hatte sich ihn eigentlich ganz anders vorgestellt; Photographien von ihm hatte sie bisher noch nicht im Hause gesehen, im Gegenzug zu den Damen, von denen es Dutzende in allen möglichen Größen und Stellungen gab.

Voithar v. Steinbogen war breit und groß, sehr groß; kaum bis zur Schulter reichte sie ihm. Sie hatte zu ihm ausschauen müssen, als er mit ihr sprach. Das Gesicht war tief gebräunt und trug einen sehr ernsten, doch gütigen Ausdruck. Das ziemlich kurz gehaltene Haar zeigte an den Schläfen einen silbernen Schimmer. Ein wohlig gepflegter, dunkelblonder Bart verdeckte sein Kinn.

Nach ungefähr einer Viertelstunde trat er zu ihr ins Zimmer.

„So, nun bin ich gesättigt und will mich empfehlen.“

Sie hatte sich erhoben. „Ist der gnädigen Frau etwas zu bestellen?“

„Bitte, mein Fräulein, behalten Sie Platz!“ Er zog, trotzdem er doch gesagt, daß er gehen wollte, einen Stuhl näher an den Tisch und ließ sich bequem hineinsetzen.

Seine Blide fielen da auf Yvonne's Arbeit.

„Was tun Sie denn da?“ Spielend nahm er einen der Strümpfe in die Hand.

„Ich will die Strümpfe ausbessern“, entgegnete sie leise und verlegen.

Abergerlich warf er das dünne, seidene Gewebe von sich und runzelte die Brauen.

„Ah, sehr interessante Beschäftigung“ — „für Ihre Abendstunden!“ wollte er noch hinzusagen; doch brach er kurz ab und sprang wieder auf. Mit hastigen Schritten durchmaß er das Zimmer, blieb an einem Tischchen stehen, auf dem Bücher lagen. Er blätterte darin, las die Titel und klappete sie sehr geräuschvoll wieder zu.

(Fortsetzung folgt.)



## Die Welle.

Von René Grongé. Deutsch von Alfred Mayer-Echardt.  
(Nachdruck verboten.)

Sie arbeiteten beide in der Menagerie Vachelet, Horace Villars, der Dompteur, und die Tänzerin Lina Dida.

Er war groß, breitaurig, prachtvoll gebaut — wie geschaffen für die pralle Uniform mit den glänzenden Brandebourgs. Den schönen Horace nannten sie ihn in der Artistenwelt. Obgleich er im Grunde ein guter Kerl war — diese platte Huldigung, die man seiner männlichen Schönheit darbrachte, verlieh ihm doch eine nicht zu knapp bemessene Portion jenes aus Ehrlichkeit und Eitelkeit zusammengesetzten Dümeld, der nur zu häufig die fatale Mäßigt allzu häufig — Männer bilden.

Die zierlich-schlanke blonde Lina war in ihrer zarten Erscheinung das ausgeprobenste Gegenstück zu ihrem Partner. Vielleicht war gerade dieser Kontrastwirkung halber Papa Vachelets Wahl auf sie gefallen. Jeden Abend hatte sie inmitten der von Horacens Peitsche in Welt gehaltenen Festen den Serpentintanz aufzuführen. So veralbt und abgedrohten diese Produktion auch war, die kleine Tänzerin wußte eine Harmonie, eine Rhythmis, eine so bezaubernde Natürlichkeit hinzuzaugen, daß endlich sogar der schöne Horace aufmerksam wurde. Aber so unwiderruflich auch der Reiz war, der von ihr ausging, Horace hüllte sich wohl, sich etwas anmerken zu lassen. Serner noch stets bewahrten Taktik getreu, beschämte er sich daraus, dem jungen Mädchen gegenüber den Stolzen zu spielen, bald eine absichtlich angenommene Roheit ihr gegenüber zur Schau zu tragen, dann wieder in sanftesten Schmeicheltonen ihr Knabenhafte Zutunlichkeiten zuzustimmen.

Sie, die sich inmitten ihres gefährlichen Wanderlebens bis dahin stets rein zu erhalten gewußt hatte, erlag dem Einfluß dieses Teufelskerls, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich dagegen zu wehren. Seine Roheiten schmerzten sie tief; seine Unanwendungen von Rücksicht verletzten ihre Seele in einem blauschwarzland. Sie verbarg jedoch ihre Empfindungen auss, sorgfältig; erröte sie doch immerlich vor sich selbst bei dem bloßen Gedanken, der schöne Horace könnte ihren Seelenzustand entdeckt haben.

Liebte sie ihn denn wirklich? Am Anfang hätte sie geschworen: „Nein.“ Aber die Unruhe, in die seine Gegenwart sie versetzte, zwang sie nach und nach zu eingehender Gewissensforschung, und diese brachte ihr die Erkenntnis: „Ja.“

Von diesem Augenblick an bestand ein stumm geführter Krieg zwischen beiden; sie schwieg aus Schamhaftigkeit, er aus Stolz. Der schöne Horace verlor die lustigen Blüten der Liebe — aber er bettelte nicht darum.

Ein Angestellter der Menagerie hatte den Liebeshandel der beiden entdeckt und im stillen beobachtet; das war Brustaud.

Zu seinen Obliegenheiten gehörte es, während der Vorstellung die Zwischenwände der Käfige von außen zu öffnen, damit die Tiere in den großen Centraläfigs kommen, in dem der Dompteur arbeitete.

Stein, häßlich und misiggestaltet, schleppete er den ganzen Gross der zu ewigem Vermitlebenwerden Verdammten mit sich herum. Er war schlammiger als boshaft; er war gehässig. Linas Schönheit hatte es ihm angelassen, und er hatte es ihr plump herausgesagt. Laut lachend war sie davongetaufen — und dieses Lachen hatte er nicht verziehen. Er hatte geschworen, sich zu rächen.

Eines Mittags nach Tisch standen Horace und Brustaud freundlich schwatzend vor dem Käfig Diana. Diana war die neu erworbene Käfigin, die noch nicht gezähmt war. Den Dompteur beachte sie mit ihrem ganz besonderen Hass.

Zufällig kam Lina vorbei. Sie grüßte die beiden im Vorübergehen.

Brustaud zwinkerte Horace mit dem Auge zu und meinte spitzbübischi: „Die ist höllisch in Sie vernarrt.“

„Woher weißt du das?“

„Das steht man doch; wenn ich an dieser Stelle wäre, die brächte ich zum Sprechen.“

„Was verstehst denn du von der Galanterie?“

„Meinen Sie? Wetten wir 20 Francs, daß sie Ihnen noch vor Mitternacht eine Liebeserklärung macht?“

„Aus freien Stücken?“

„Ganz aus freien Stücken!“

„Angenommen! Die Wette halte ich!“ schlug Horace ein. Gerade in dem Augenblick, als sie vom Käfig wegtraten, ließ Diana, die plötzlich aus dem Mittagschlaf aufwachte, ein lautes Brüllen ertönen.

„Eselhates Woch“, schimpfte Horace. Brustaud blieb ihr von der Seite an und grinste verstohlen.

\*

Die Vorstellung verlief tapferlos, jede einzelne Nummer klapple prächtig. Publikum war erstaunt; Papa Vachelet konnte zufrieden sein und war es auch. Noch mehr als sonst spreizte sich Horace in seinem bunten, goldbestickten Rock. Brustaud bemühte sich, Diana zum Schweigen zu bringen; das Tier brüllte in einem fort.

„Hat Diana nicht gefressen?“ fragte Papa Vachelet.

„Doch, sicher, wie gewöhnlich!“ gab Brustaud zur Antwort.

Endlich kam die Hauptnummer: „Großer Serpentintanz“ inmitten der Löwen, ausgeführt durch Fräulein Lina Dida. Die Züchter erschossen; ein roter Scheinwerfer ließ den Centraläfigs, wo der schöne Horace seiner Böblinge harrte, wie in Blut getaucht erscheinen. Einzelne traten die Löwen herein; dann ein Signal — Lina!

Händelsatschen und Bravorufe ringsum. Ihre zarte Schönheit, die sich unter den spielenden Lichtern des Scheinwerfers voll entfaltete, verfehlte nicht, Eindruck zu machen.

Die Tiere, die die Peitsche des Bändigers zu gut kannten, um sie nicht zu fürchten, und auch durch das rote Licht geblendet wurden, auch sie blinzeln auf das schöne Menschenpaar vor ihnen. Ihr Herr und Meister aber stieß plötzlich den Ruf aus:

„Brustaud! In Satans Namen, was machst du, Kerl?“

Brustaud ging nämlich von Käfig zu Käfig, öffnete eine Zwischenwand nach der andern und trieb Diana, die bis dahin ihre eigene, am Ende der Reihe stehende Behausung noch nie verlassen hatte, vor die Türe des Centraläfigs. Und noch hatte Horace seinen Fluch nicht beendet, da trat Diana schon unter die anderen Tiere.

Horace hielt sich indessen wader. Mit schneller Armbewegung schob er Lina hinter sich und kommandierte mit lauter, fester Stimme: „Eine Gabel, schnell!“

Aber schon war es zu spät. Diana, die Brustaud hatte fasten lassen, schnaubte die Lust ein, duckte sich wie eine Sprungseder in einer Ecke zusammen und sprang auf Horace, dem sofort Blut aus der Schulter strömte.

„Metten Sie sich!“ rief das Publikum der Tänzerin zu. Sie aber schlüpfte verneindend den blonden Kopf und warf sich, ehe jemand ahnen konnte, was sie vor hatte, zwischen den Bändiger und Diana. Mit aller Kraft, deren ihre kleinen Händchen fähig, griff sie dem Tier in den Kächen, um seine Wut auf sich abzulenken. . . .

Was folgte, ist kaum zu beschreiben. Einigen beherzten Zuschauern, die hinzustürzen, gelang es, die anderen Löwen, die der Blutzugriff wild mache, hinauszutreiben. Aber auf dem Boden des Centraläfigs wälzte sich ein Knäuel von halb zermaulten Leibern, wohl eine Minute lang — eine Minute, gleich einer Ewigkeit!

Endlich fielen — irgend woher — sechs Revolverschüsse; Diana stürzte zusammen — man riß das Knäuel auseinander —

Horace war verhältnismäßig gut davongekommen, wenn er auch aus mehreren Wunden stark blutete. Linas Körper aber bildete eine formlose Masse, in der das Leben schon beinahe erloschen war. Dennoch verhüllte sie noch schwach zu lächeln, als Horace sich über sie beugte; ihre Lippen zuckten noch: „Ich habe dich lieb gehabt!“

Da gelte aus einer Ese her eine dümm, schrille Stimme: „Herr Villars! Habe ich meine 20 Franc gewonnen?“



## Sekundanerliebe.

von Go.

(Nachdruck verboten.)

Es hatte eine ausständige Pause gesetzt.

Nach Landsberg sollte er oder Kärtig an der Knatter, falls es ein Pädagogium gäbe. Sieben Fehler im Latein sei eine Schande! „Und warum? . . .“ hatte Vater geschriften und einen alterliebsten Fluch hintergedonnert. „Vis Östern warst du obenan und brachtest prima Zeugnisse.“

„Mach nicht solchen Radau, Vater, wenn du in meinem Zimmer bist,“ wollte Lutti sagen, „dein ich bin sehr nervös“ . . . aber er hatte gestern erst Papas fünf Finger auf seiner Wade geschnürt — und so begnügte er sich mit einem still ironischen Lächeln.

Im Zimmer nahm er sich einen Feigling.

Er hätte hinterlegen und belogen müssen: „Vater, ich verachte die Wissenschaften. Latein, Mathematik — tote Gögen! Die Liebe ist die einzige Gottheit, vor der man knien, der man Märe bauen soll! Ich werde für meine Liebe kämpfen und — sterben.“

Aber er hüstete sich, bergleich zu sagen, denn Papa hätte ihm den Globus an den Kopf geworfen und das Kintenschäf hinterher.

Der Polsterer (wie Lutti ihn im stillen nannte) hatte sich ein wenig beruhigt. „Das sind die sogenannten Zifferjahrzeiten, da verfällt man auf alterhand Dummheiten. Wir Alten haben es schließlich auch nicht besser gemacht.“ lenkte er gutmütig ein, „bei einem bricht der Größenwahn durch, beim anderen die Schwermut. Mancher sieht den Ehrenfotter, und die Altersdümmler schaffen sich ‘ne ungünstige Liebe an. Hätte so blödmäßig halte ich dich ja nun nicht“, lachte Papa und stanzte sich vor seinem Sprossling auf. „Du bist ein vernünftiger Kerl und wirst schon wieder ins Bleis kommen.“

Lutti wurde der Aufforderung überhoben, denn der blonde Jungling aus dem Friseurladen drüben hatte direkt an die Tür geklopft und angefragt, ob der Herr Baumeister zu der Sitzung bereit sei.

Im Nebenzimmer hörte man nun Vaters dröhndes Organ und die sanfte Stimme des Friseurgehilfen. Das Gespräch drehte sich um den neuesten Haarserapparat.

„Höchst geistreich“, dachte Lutti. „Menschen, die keine ideale Richtung haben. Er hatte sie. Er war stolz darauf und zog energisch die Vorhänge zurück, um nach der Liebsten zu schauen.

Da saß sie schön. Denn sie kannte offenbar diese Stunde, wo Papa in festen Händen und Lutti unkontrolliert war. Sie war wirklich eine reizende Puppe, und wenn sie die schwatzbewimperten Augen aufschlug und nach der hochherbstlichen Elegie hinüberlugte, schoss solch ein Blitz quer durch die Lust, dass dem armen Jungen warm wurde. Unglücklicherweise stand sein Schreibtisch dicht am Fenster . . . so hatte ihn eines Tages der elektrische Funke getroffen . . . und seitdem hasste er die Wissenschaft!

Es störte ihn nicht, dass sein Liebchen im Hinterhaus wohnte, Wäsche nähte und sich mit der Portiers Tochter duzte. Vielmehr — es durfte ihn nicht stören. Denn die wahre Liebe überwindet alles.

Und siegreich wollte er alles überwinden. Seine Pläne standen fest wie die Zinnen einer Burg. Zunächst ließ er Schule Schule sein. Dann wollte er eines Tages vor sie hintreten, sie in seine starken Arme nehmen — Mama behauptete zwar, er sei schwach, und gab ihm jeden Tag einen halben Liter Sahne — und ihr zu rufen: „Einfach mit mir und sei mein Weib!“

Wo von? Womit? waren zwei Fragen, die ihn manchmal aus seinen Träumen rissen. Es musste eben ein Wunder geschehen. Denn mit den fünfzehn Mark Taschengeld monatlich (Influssive drei Mark von Großmama) konnte er unmöglich . . . ausgeschlossen. Wenn er nur so viel zusammenbrachte, um mit seinem Ideal bis Hamburg zu kommen. Dort wohnte ein Onkel, der eventuell weiterhalf.

War er erst drüben in Indien oder Südwest, dann war die Geschichte ja ‘ne Kleinigkeit. Diamantenbuddeln . . . Plantagen bebauen . . . man süßte das Gold und baute seiner Angebeteten ein weißes Haus im Archipel, genau wie Alfred Douglas in dem schönen Roman.

Schon fuhr er als Triumphator mit sechs weißen Rossen dahin und schlenderte den Virgil, der ihm im Wege lag, verächtlich in den Winsel.

Im Schatten des Vorhangs rissierte er eine Kusshand. Ob sie es geschenkt hatte? Das weiße Gesichtchen überstrahlte sich, während sie unausgesetzt die Fenster des Nebenzimmers beobachtete. Haute sie bemerkst, dass die Operation da drinnen zu Ende war? Der Vorlesungsling hatte sich empfohlen, Papa stampte wieder herum . . . und das holde Visavis war verschwunden.

Lutti senzte Sostle er sich jetzt zuerst auf die Logarithmen oder auf die mazedonischen Könige stützen? Stumpfsum, du blühst! Aber in einer Stunde musste er den elenden Krempel intus haben, denn heut wollte er das Fundament zu seinem Glück legen.

Ein glänzender Gedanke: man steigt nach! Und mittan in einer blöden Dreiecksberechnung riss es ihn wie an einem Schnürchen empor. Er sah gerade noch so viel, dass sie den modernen Mebrbrandt auf die Felsen stülpte und ein paar lange Spieße hindurchbohrte.

Sein Herz pochte . . . seine Hände zitterten . . . während er nach einer Kopfbedeckung suchte. Natürlich durfte es nicht die Pennälermütze sein, sondern das stolze Hodenhütchen, dem er einen individuellen Knick gab.

Wie Peter Schlemihl folgte er den hochhädigen Stiefelsetzen, die bald rechts um die Ecke, bald linksrum bogen. An einer Ecke wäre sie beinahe in einen Autobus gelauft, wenn nicht seine Geistesgegenwart sie dem sichereren Tode entrissen hätte. Nun blieb er — zwar wortlos — aber beharrlich an ihrer Seite. Als treuer Bernhardiner folgte er durch das Portal eines Warenhauses, in welchem sie zwei Paar durchbrochene Strümpfe kaufte.

Als eine himmlische Erlösung betrachtete er es, dass das Paletchen herunterfiel und er es mit einem galanten Wort zurückgeben durfte. Die Brücke war gebaut. Doch ein Mann, der liebt, geht aufs Ganze. Er prüft zunächst seines Weibes Abzeichen. Das Gesicht am besten im Erfrischungsraum. Ohne viel Pourparlers führte er sie an ein gedecktes Tischchen und entdeckte ein huldbvolles Rädchen, als er einen Mohrenkopf mit Schlagfahne bestellte. Ganztäglich wurde sie nun, während sie mit tadellosen Zähnen in den Stücken biss und mit dem roten Zünglein den Küssel ableckte. . .

Als Mann der Tat nahm er nur einen Skognal.

Zu Grammatik — konstatierte er nach wenigen Minuten — war sie mangelhaft. In Orthographie verdiente sie am Ende noch eine schlechtere Note.

Aber das kühlte ihn nicht ab. Wusste er doch, dass sie ein Kind aus dem Volle war, und betrachtete er es doch als eines Mannes Pflicht, das Weib zu sich einzuziehen. Veredelt! Ihren Horizont erweitern! Viele schon dagewesene Füße kamen ihm ins Gedächtnis. Mesoalliancen aller Art. Millionäre halten kleine Tippmädel geheiratet, deren Bildung schließlich auch nicht perfekt war. Prinzen pur sang hatten Tänzerinnen gefreit, deren Wiege gewiss nicht im

Schloss gestanden. Sie haben das Weib ihres Herzens auf ein höheres Niveau gehoben. Warum sollte er es nicht? Zumal er sich dieser Studienaufgabe gewachsen fühlte! . . .

Zu Literatur prüfte er sie erst gar nicht, da er ahnte, dass sie keinen Durst hatte. Ihr naives Geplauder entschädigte für den Mangel an Geist. „Nicht wahr, Sie wohnen doch drüben, wo der alte Herr jeden Tag um drei Uhr frisiert wird? Wohnt ich das weit? Na, ich sehe ihn doch immer vom Spiegel leben, wenn er eingefrisst wird“, lächelte sie. „Und — den Friseur kenne ich übrigens — auch!“

„Solche Verlustschäden sind Ihrer nicht würdig“, wollte Lutti sagen, aber er ignorierte das Thema und legte, lächelnd, seine Hand auf die Brüste: „Heute werden Sie — mich — kennen und lieben lernen!“

Dieses Kleiderwams hätte zweifellos mit einem Hörbaldaam geendet, wenn nicht plötzlich ein grauer Federhut in die Erweckung getreten wäre. Zu dem Federhut gehörten ein Samtmantel und ein langgestieltes Vorzeuge, das sich ausdrucksvoll auf Lutti richtete.

Himmel, das war Tante Clara!

So sehr er es wünschte, der Goboden versöhnte ihn nicht. Im Gegenteil, der graue Federhut näherte sich einige Schritte, und dem guten Jungen blieb nichts anderes als die Flucht. So etend ihm dabei auch war . . . so erbärmlich er sich in dieser Rolle erschien . . . er sprang in den Fahrstuhl, der gerade des Weges kam.

Vordenklose Gemeinnütztheit des Schicksals! In dem Augenblick, als er das Weib zu sich emporziehen, sie für ewig an sich setzen will, muss die Familienpege wie er Tante Clara zu titulieren pflegte) dazwischenhören.

Keineswegs fühlte er sich durch das Menottes enttäuscht. Er sah vielmehr ein, dass es an der Zeit war — zu handeln! Wo nicht Vaters Scherlos-Holmes-Mit ist, da ist die Epurale der Tante. Und ein Dutzend Tanten und Cousinen umlauerten ihn außerdem.

„Europa ist für mich zu eng“, seufzte er, während er bei strömendem Regen den Rückzug antrat. Zu Hause verachtete er zu dichten: „An Sie!“, „An meine Erwähnung!“ Es ging schwach. „Gnädige Frau schlägt Ihnen trocken Strümpfe.“ rief das Mädchen dazwischen, „denn Ihre Söhnen sind nicht ganz fest.“

„Quatsch!“ rief er und warf ihr die Strümpfe an den Kopf. Dann stürzte er sich voller Mut auf die Dreiecksberechnung, mit der er schneller zu Mandi kam als mit den Beinen.

Dass mit des Geschides Mädchen kein ewiger Bund zu schlechten ist, hatte Lutti heute zur Genüge erfahren. Der nächste Morgen brachte ihm eine schreckliche Überraschung: geschwollene Wundkruste abgesessen davon, dass er sich dieser Kinderfrankheit schämte, kam sie ihm jetzt sehr ungelegen — gerade heute, da er nach einem Wiederssehen mit seiner Geliebten schmachtete!

Mit verbundenem Hals konnte er sich ihr unmöglich präsentieren. Darum hielt er sich dem Fenster fern. Der Sonntag aber sollte ihn entzündigen.

Mit „Ca va geschaukelt, laßt uns nicht rappelköpisch sein“ — warf er die nahen Winden von sich und nahm den hellen Extrazug aus dem Schrank. Der machte ihn sehr nobel. Auch seine Kasse war gut imstande, und überdies — waren die Eltern zum Diner.

Lutti legte sich in seiner ganzen Freizeit ins Fenster, um Aufsehen zu erregen. Er sah, dass seine Tochter in weißen Kleidern herumzuschwirbeln. Ihre Wangen glühten, und ihre Hände blühten, wenn sie den Mund öffnete. Und dieser Kirschenmund stand nicht einen Augenblick still, sondern plauderte immer ins Dunkel des Zimmers hinein.

Lutti räusperte sich, summte und pfiff . . . und als das alles nichts half, rückte er einen Stuhl aus, setzte sich draußen und singt an zu delikatieren: „Oh! Nunm der Stunde wahr, eh sie entblößt. So selten kommt der Augenblick im Leben, der wahrhaft wichtig ist und groß!“

Eine weiße Wolle war drüben an den Schuhstein vorbeigehuscht, weiße Stoffelletten trippelten über den Hof . . . „So selten kommt der Augenblick im Leben“, zitierte er, während er nach Out und Stock griff . . . Doch wie gefährt blieb er stehen — — ein Paar knarrende Lackstiefel folgten den weißen Schuhen, ein Männerarm schob sich vertraut unter den Mädchensarm — jetzt läutete sich der Spiegelblanke Zylinder, um devout zu ihm hinauszugehüten: der blonde Friseurgehilfe!

Sein Fuß stieß an Virgil, der noch in demselben Winsel lag.

Er weinte nicht.

Im Gegenteil. Er schlug dröhrend das Fenster zu und — zachte! „Wie ich euch hasse, ihr Weiber! Wie grenzenlos ich euch verachte!“

Sein Fuß stieß an Virgil, der noch in demselben Winsel lag, wohin er ihn gestern geschleppt. Mechanisch häkste er sich und nahm ihn auf. Dann verschwand er in einen französischen Zustand. Das Leben ist eine triviale Stomödie. Nur die Wissenschaft hat sittlichen Ernst. Und lieblosend glitt seine Hand über den zerbeulten Virgil. „Ihr edlen Meister steht turnhoch über dem Menschengefündel!“

In der Stille des Sonntagnachmittags schloss er Friede mit der Wissenschaft.

Gleichzeitig war sein Wille erstarlt.

Er müsse mit wahnunigem Eifer auf Prima losgehn, was könnte er seinem „alten Herrn“, ob ihm nicht das kleine Garderobenzimmer eingeräumt werden könnte. Denn er brauchte Ruhe zum Einschlaf, absolute Ruhe. Und das Weibervoll hier hinen im Hause störe ihn bei der Arbeit.